In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(14. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

So vertraute er am nächsten Tage Frau Palzow seinen Patienten allein an, setzte sich auf sein Rad und fuhr nach Nymphenburg hinaus. Da saßen Lehrer und Schüler im Garten, hatten ihre Staffeleien unter schattenden Schirmen und malten im Freien. Vor einem Wacholderbusch, der über und über voller weißer Dolden war, saß ein junges blondes Ding als Modell.

Für Hermann stand Staffelei und Spannrahmen im Atelier bereit. Er holte sie sich heraus und baute sie auf. Dann saß er vor der leeren weißen Fläche und hielt die Kohle in der Hand, sah hinüber zu den beiden Kollegen, die ihre Skizzen schon fast fertig hatten und die Farben fest nebeneinander setzten, und wußte nicht recht, was beginnen und wie. Zaghaft tastete er nach den ersten Konturstrichen, wagte kaum zu arbeiten, bis Professor Wolff kam und ihm half, mit einem leisen Lächeln auf den Lippen. Hermann sah es, und es tat ihm weh. Er riß sich zusammen, er wollte nachholen, was die anderen voraus waren. Es gelang auch, er griff zu Pinsel und Farben, aber nach wenigen Minuten ließ er die Hand wieder sinken: er war der Fülle des Lichts gegenüber machtlos.

Tief gedrückt kam er heim. Fechtner saß im Bett, Frau Palzow hatte hinter ihm die Kissen aufgetürmt, an die er sich bequem anlehnen konnte. Einen Zeichenblock hatte er sich bringen lassen, und die Wirtin hatte ihm sitzen müssen. Frisch und kräftig hatte er ihr rundliches Gesicht auf dem Karton festgehalten. Bester Stimmung war er, als Hermann eintrat. „Es geht wieder, es geht wieder! Die Finger machen wieder mit. Nun rücke ich dir bald aus." Und dann nahm er ein neues Blatt vor. „So, jetzt kommst du dran. Da setz' dich hin und halte still."

Und Hermann hielt still. Er sah, wie der Stift in des Freundes Hand über das Papier eilte. Neid stieg in ihm auf. Ja, da war Schaffenskraft, Schaffenswille. Ihm, ihm fehlten sie.

Warum holte er sich jetzt nicht auch sein Skizzenbuch und zeichnete Fechtner? Würde es ihm gelingen? Gerad' so, wie er da saß in seinem Bett, noch ein wenig abgefallen und elend, die Backen schmaler als sonst und die Nase schärfer. Es wäre schon ein Vorwurf. Aber würde er es können?

Sein Mut sank zusammen. Er wollte nicht über seine Stimmung sprechen, und sprach dann doch. Sprach von der Malstunde im Wolffschen Garten, von dem blonden Kopf vor dem sonnendurchleuchteten Grün, in dem die weißen Blüten grell gestanden hatten, sprach von den Reflexen auf dem fast blanken Haar: alles hätte er gesehen, aber er hätte es nicht fassen, nicht festhalten können. „Ich kann eben nichts. Ich bin ein Stümper. Ich patze drauflos, aber weiter nichts."

Fechtner ließ ihn ruhig reden, hörte ihm zu und strichelte weiter. Als Hermann dann nach den letzten Worten, durch die so viel Verzweiflung klang, schwieg, sagte er: „Ganz leicht scheint's ja nicht gewesen zu sein. Aber interessant. Der Wolff macht gern solche Probestückchen. Schad', daß ich nicht dabei war. Aber daß dir's nicht gleich gelang, Immer, das ist doch kein Unglück. Lernen müssen wir alle erst." Wieder setzte er ein paar Striche auf das Papier. Die Schlußstriche. „Da schau her. Wie findest d[illegible] dich?"

Neben das Bett trat Hermann und sah auf das Blatt. Scharf umrissen stand sein Kopf da. „Ja, du kannst was!"

„Wer sagt dir, daß du nichts kannst?"

„Ich mir selbst."

„Das ist eben der Unsinn. Sieh dir da nebenan den Kopf an. Der ist sehr anständig hingehauen. Du mußt nur wollen. Wollen, verstehst du; das ist die Hauptsache." —

Zwei Tage später durfte Felix Fechtner zum erstenmal aus dem Bett. Er war noch ein bißchen taumlig auf den Beinen; das Fieber hatte ihn doch mitgenommen. Er tastete sich an den Möbeln entlang. Zur Teestunde war es, und Frau Palzow hatte im Atelier feierlich gedeckt, und Hermann hatte wieder einen Strauß Rosen mitgebracht. Wirklich lieb war ihm der Fechtner in diesen Krankheitstagen geworden, wirklich ein Freund. Und er fühlte, daß auch von seinem Pflegling eine herzliche, warme Welle zu ihm kam. Schon die Schwarzwald-Briefe hatten gekittet.

Als sie sich am Tisch gegenüber saßen, steckte Fechtner das Gesicht in die Rosen. „Blumen — wie gut das tut." Und dann schob er seine Hand zu Hermann herüber. „Hab' Dank, Hermann." Zum ersten Male sagte er nicht: „Zimmer," sondern den Vornamen. Und Hermann griff es auf, gern, schnell, durstig: „Ich tu's dir gern zu Liebe, Felix."

Sie waren Freunde geworden. Jetzt wußten sie's.

Die Skizze draußen bei Professor Wolff wurde doch noch fertig. Die Sonnentage blieben und das Modell saß weiter vor dem Hollunderbusch. Der Professor war sogar ganz zufrieden. „Der richtige Mut fehlt zwar noch; allein hätten Sie's wohl nicht geschafft. Aber das kommt vielleicht noch." Dies Wörtchen: „vielleicht" schmeckte Hermann bitter. Aber er schluckte es herunter.

Fechtner würde in den nächsten Tagen wieder antreten, teilte er mit.

„Er soll man bald kommen. Das freie Licht wird

Der Zeitungsverkäufer

Von Hanns Heidsiek.

Joseph Kallmann hat es nie leicht gehabt. Er ist Zeitungsverkäufer. 46 Jahre hat er schon auf dem Buckel. Daß dieser Buckel ein wirklicher Buckel war, ist sein Unglück geworden. Man schämte sich überall, einen verwachsenen Menschen im Betriebe zu haben, — wo er auch hinkam, er wurde stets abgewiesen. 12 Jahre lang hatte er eine Pförtnerstelle. Die war ihm dann durch den Tod seines Herrn auch wieder in die Binsen gegangen. Der Nachfolger wollte einen stattlichen, kräftigen Pförtner haben. Kallmann saß auf der Straße.

Nun verkaufte er Zeitungen, schlecht und recht. Hätte er keinen Buckel, er brauchte das nicht zu tun. Er würde sich ganz gewiß zu einem tüchtigen Kaufmann hinaufgearbeitet haben.

Uebrigens hatte Kallmann Familie. Seine Frau versah ihm in schlichter Weise den Haushalt, ohne viel Wesens davon zu machen. Diese Frau war genügsam. Da all ihr Ehrgeiz durch Erfüllung der häuslichen Pflichten befriedigt wurde, hatte Kallmann sich nicht zu beklagen. Er dachte auch nicht daran, zumal ihm Frau Emmy einen reizenden Buben und ein niedliches Mädelchen schenkte. Die beiden Kinder waren inzwischen freilich schon groß geworden. Der Bub zählte 22; er hatte eine Stellung in einer Konservenfabrik.

Das Mädel, die Erna, war eben 18 geworden. Sie besuchte die Handelsschule und war ihres Vaters Stolz. Man konnte schon Staat mit ihr machen, so hübsch, anmutig — — jugendlich war sie.

Unermüdlich, von morgens früh, mit kurzen Pausen bis tief in die Nacht hinein, war Joseph Kallmann mit seinen Zeitungen unterwegs. Es gab kein Lokal in der großen Stadt, das er nicht nach einem bestimmten Plane regelmäßig aufgesucht hätte. Rasch und gewandt huschte der kleine gebückte Mann an den Tischen hin: „Neue Zeitung gefällig? Abendausgabe! — — Neue Zeitung gefällig?" —

Es war ein gewisser Kontrast vorhanden, wenn dieser einfach gekleidete Mensch durch elegante Lokale kam.

Kallmann schwebte durch diese Umgebung wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Kallmann war Menschenkenner und Philosoph. Er wußte nur zu genau, daß viele, ja, daß die meisten dieser so lustig erscheinenden Menschen innerlich gar nicht so lustig waren. Er las es in ihren Mienen, in ihrem Blick. Gerade in solcher Umgebung fand er nur äußerst selten unbefangen-glückliche Menschen. Hie und da freilich ein Liebespaar. Aber auch nur von innen her. Da, eines Tages mußte er eine Begegnung haben, die ihn völlig aus dem Gleise hob. Eben hatte er ein Tanzlokal betreten, als ihn ein kicherndes Lachen aufhorchen machten. Er kannte dies Lachen nur zu genau! So lachte sein Mädel, seine Erna.

Hastig schritt der gebückte Mann auf den etwas verdeckt stehenden Tisch zu, von dem her das Lachen erklungen war. Er sah seine Mädel, seine Erna, sich einem sehr eleganten, blasierten Herrn gegenüber. Neben dem Herrn saß Erna im Sessel. Ihr Lachen ließ deutlich erkennen, daß sie schon nicht mehr ganz nüchtern war.

Kallmann, dem ein Stich durch die Seele ging, hatte sofort den Sohn ihres Chefs erkannt; sie hatte erst kürzlich eine ganz leidliche Stellung in einer Fabrik angenommen.

Der Bucklige riß sich zusammen, er duckte sich wieder und leierte seinen Spruch herunter.

Erna war erblassend zusammengefahren. Krampfhaft klammerte sie sich an dem Arm ihres Begleiters fest, so daß er ihr einen fragenden Blick zuwarf.

„Neue Zeitung gefällig — — Abendausgabe — — Neue Zeitung gefällig?" schnarrte Kallmann in seinem gewohnten singenden Ton herunter.

So geschah das Unheimliche. Das, was Kallmann nicht überwinden konnte, was ihm innerlich schier auseinanderriß. Erna tupfte ihren Begleiter an, indem sie mit einer vor Lachen überschnappenden Stimme sagte:

„Geh, Bubi, kauf dem armen Teufel doch auch eine Zeitung ab!" — —

Die Hände des Buckligen zitterten, als er den Groschen entgegennahm. Einen Augenblick war es, als ob er den beiden an den Hals springen wollte. Aber er tat es nicht. Er schwankte wie ein Betrunkener aus dem Lokal davon. — — —

„Der kleine Kerl sah wirklich zu drollig aus!" meinte Ernas Begleiter, als jener gegangen war, aber sie gab keine Antwort, barg das Haupt in den Händen und sagte in einem erschreckend bestimmten Ton, daß sie nach Hause müsse.

Der junge Mann, der Launen bei Frauen gewohnt war, begriff zwar nicht, gab jedoch ihrem Drängen nach . . .

Erna bewohnte zuhause für sich eine abgelegene Kammer, wodurch es ihr möglich war, heimlich nachts auszubleiben.

Nun war's vorbei! Der Vater! Der Vater war dahintergekommen! Wie finster hatte er ausgesehen! Sie war auf alles gefaßt gewesen.

Und nun? — Er würde sie aus dem Hause werfen! Das war gewiß. Da ging sie schon lieber aus sich heraus. Jetzt, auf der Stelle, bevor noch der Vater nach Hause kam. Rasch die Sachen zusammengenommen. Es ist ja nicht viel, was sie ihr eigen nennt. Und dann hinaus — — auf den Bahnhof — abreisen — — irgendwohin — —

Sie war wieder völlig nüchtern geworden. Hastig raffte sie ein paar Kleider zusammen, packte das Nötigste und verließ das Haus. Für die Mutter hinterließ sie einen Abschiedsbrief. — —

Auf dem Wege zum Bahnhof mußte sie durch die Anlagen an einem Teich vorbei. Hier führte eine Brücke über das Wasser hin. Erna verhielt einen Augenblick. Sie war außer Atem gekommen. Unwillkürlich schaute sie unter sich, wo das Ufer im Mondlicht lag.

Da sah sie ein dunkles Etwas liegen. Es bewegte sich gar nicht, aber es sah ganz unheimlich aus. Hastig stieg sie zu jener Stelle hinunter.

Es war ein Mensch — — wahrhaftig — — ein menschlicher Körper, in sich zusammengebogen.

Und dieser Mensch — — ja — hatte er nicht einen Buckel —? Da — das Gesicht — — es schnürt ihr die Kehle zu, ihr schriller Schrei gellt in die Nacht hinaus — — „Vater!" Dann ist alles aus. Ihr Bewußtsein ist hingeschwunden. — —

Ihr Schrei hatte Leute herbeigerufen. Zufällig war auch ein Arzt unter ihnen. Kallmann konnte wieder ins Leben zurückgeholt werden.

Erna aber ist nicht mehr zu sich gekommen. Ein schweres Nervenfieber hat sie dahingerafft . . .

Fröhliche Ecke

Er: „Als junger Mann war ich mit im Kriege gegen die Zulukaffern!"

Sie: „So, auf welcher Seite haben Sie denn gekämpft?"

Trübe Aussichten.

„Du vergißt hoffentlich nicht, daß du mir zehn Mark schuldig bist!"

„Bewahre, lieber Paul — so etwas behalte ich, solange ich lebe!"

Abstinenzler.

„Obwohl dieser dumme Eckert deinen Standpunkt kennt, beleidigte er dich doch damit, daß er dir einen Schnaps anbot?"

„Ja, allerdings!"

„Und was tatest du darauf?"

„Ich schluckte die Beleidigung hinunter!"

Erziehung.

„Was soll ich bloß mit den Kindern anfangen, gnädige Frau? Sie prügeln sich und lärmen den ganzen Tag!"

„Schicken Sie sie mal zu mir . . . ich werde ihnen etwas vorsingen!"

„Damit habe ich ihnen auch schon gedroht, gnädige Frau, aber das hat ebenfalls nichts geholfen!"

Der Neffe.

„Ich habe gehört, Ihr Onkel ist so krank, daß Sie auf alles vorbereitet sein müssen?"

„Nein . . . nicht auf alles . . . ich erbe bloß die Hälfte!"

Er war verheiratet.

„Was ist der Unterschied zwischen geizig und sparsam?"

„Wenn ein Mann drei Jahre lang denselben Anzug trägt, ist er sparsam — wenn aber derselbe Mann seiner Frau eine Badereise abschlägt, ist er geizig!"

Beim Arzt.

„Noch eine Frage: leiden Sie an starkem Durst?"

„Nein, soweit lasse ich es niemals kommen!"

Die stolze Mutter.

„Du glaubst gar nicht, wie tüchtig Bernhard in der Schule ist! Bernhard, komm mal her, sage mal dem Onkel, wieviel drei und drei ist!"

„Drei und drei ist fünf!"

„Siehst du, bloß eins zu wenig!"

ihm auch not tun. Und in drei bis vier Wochen mache ich hier Schluß. Ich muß auch fort, hab ein halbes Dutzend Portraits zu malen. In Franken, in Thüringen und in Schwaben. Das ist dann mein Sommerurlaub." —

„Urlaub," dachte Hermann, als er auf seinem Rad die Nymphenburger Straße hinabfuhr, „Urlaub — was sollte er damit? Hatte er ihn nötig? Noch nie hatte er sich so frisch gefühlt wie hier, noch nie so wenig müde. Warum Urlaub, wo e. doch keine Arbeit gegeben hatte. Und wohin sollte er? Nach Berlin etwa? Und was sollte er tun, wenn der Professor fort war? Malen? Allein male..' Füllte ihn das aus?

Fester trat er in die Pedale. Nur nicht so viel nachdenken.

Auf der Leopoldstr..ß. lag Sonnenschein. Kurz hinter dem Siegestor wurde Hermann angerufen. Felix Fechtner wandelte im Warmen. Zum erstenmal wieder in der frischen Luft. „Ich hielt es nicht mehr im Zimmer aus."

Nebeneinander pendelten sie weiter. Hermann führte sein Rad an der Lenkstange.

„Wie hast du den Morgen verbracht, Felix?"

„Gemalt habe ich. Sei nicht böse, ich habe in deinen Farben gemanscht."

„Was denn? Frau Palzow?"

„Nein. Dafür waren deine Farben zu schade. Trotzdem sie ein so gutes Mutterchen ist."

„Also was dann?"

„Du wirst ja sehen."

Als sie in das Atelier traten, stand Hermanns Staffelei abgewandt. Langsam drehte Fechtner sie um. „Dein Mädchenkopf reizte mich, Hermann, sei nicht bös. Ich habe ihn kopiert und ihm Farben gegeben. Aus dem Kopf. Blond mit hellbeleuchtetem grünen Hintergrund. So wie du mir's von deiner Studie draußen beim Professor Wolff erzählt hast. Ich konnte die Finger nich davon lassen."

Jetzt wurde das Bild sichtbar. Eine Skizze nur. Eine Farbskizze. Flüchtig und flott. Gewiß: es war Lisa. Und war es doch wieder nicht.

„Das Original ist aber nicht blond, Felix."

„Schade. Ich hatt. mir das Mädel immer blond vorgestellt."

VI.

Falkenbergs waren die ersten, die aus der Josephinenstraße flüchteten, als die Julihitze über Berlin herfiel. Der Großvater rief sie nach Golmitz.

Carla gefiel ihm so allein nicht. Irgend etwas war mit dem Mädel nicht in Ordnung. Sie war anders wie früher, fuhr nicht in die Nachbarschaft, nicht zu Lochows und nicht zu Wedels, wo es doch auch Jugend gab, mit der sonst so etwas wie Freundschaft gehalten worden war; sie bat nicht, daß diese oder jene eingeladen wurden; sie saß gern still auf ihrem Zimmer oder in der Bücherei, streifte gern allein durch Ställe und Höfe, stand in der Schmiede, wo die Maschinen in Ordnung gebracht wurden und frug dem Werkmeister die Seele aus dem Leibe. Oder sie ritt ohne Knecht nach Golzenaue oder Adolfsruh und konferierte da mit Vogt und Hofmann über landwirtschaftliche Dinge.

Ueberhaupt fragen konnte sie — endlos. Lange Abende mußte der Großvater ihr Rede und Antwort stehen: über alte und neue Bodenkultur, über Forstwirtschaft, über Motorpflüge und Raupentrekker. Als ob es kein anderes Thema auf der weiten Welt gäbe.

Aber bei Tisch war sie stumm, wo doch der Wrangel ihr gegenüber saß, der ihr am besten hätte Auskunft geben können. Sie aber schwieg. Schwieg bis zur Unhöflichkeit.

Das gefiel dem alten Herrn nicht. Er schätzte Wrangel und brauchte ihn. Es gehörte sich nicht, daß Carla ungezogen gegen ihn war. Und wenn er hundertmal sein Angestellter war und Brot und Lohn von ihm empfing: er blieb sein Standesgenosse und der ihre. Vom gleichen guten Blut.

Er sagte ihr das eines Abends, im Ton seiner chevaleresken Höflichkeit natürlich, aber doch unverhohlen und nicht mißzuverstehen.

Sie hatte nur ein Achselzucken. „Es tut mir leid, Großvater, aber es liegt wirklich keine Absicht auf meiner Seite vor. Ich sehe auch keinen Grund ein, warum ich an ihn ein Wort verschwenden soll. Er hat sich bisher auch nicht in Höflichkeiten gegen mich überstürzt. Die Sache ist also absolut nicht einseitig."

„Du mußt bedenken, daß es für ihn nicht leicht ist, sich in die dienende Stellung hineinzufinden. Er hat lange genug auf eigenem Boden gesessen, größer als Golmitz. Es ist nicht sein Verschulden, daß er das Schicksal aller Balten teilt."

„Wenn er sich nicht zu schämen braucht, kann er sich auch natürlich geben. Ich bin die letzte, die einen falschen Stolz zeigen wird."

„Aber manchmal scheint es doch so, Carla. Und das tut mir weh. Gerade dem vertriebenen Standesgenossen gegenüber. Ich wäre dir dankbar . . ."

„Wenn du mich bittest, Großvater, werde ich mir alle Mühe geben, mein Verhalten zu ändern."

Es änderte sich aber nichts. Kein Wort richtete Carla bei den Mahlzeiten an Wrangel, kaum eines an den Großvater. Das Gespräch blieb auf die beiden Herren beschränkt. Und oft genug verebbte es ganz. Dann war eine lastende Stille im Eß-Saal, die den Grafen Falkenberg quälte. Ihr wollte er ein Ende bereiten.

„Ich werde deine Eltern bitten, mit Anna und Christof herzukommen," sagte er zu Carla. Sie erwiderte nichts. „Ist es dir nicht recht?" Es wurde ihm schwer, so zu fragen, denn fast stieg ein Aerger gegen die Enkeltochter in ihm auf.

„Warum soll es mir nicht recht sein? Ich freue mich sogar."

Aber Freude lag nicht in ihrer Stimme. Irgendetwas war eben nicht in Ordnung. Diese Ver- und Entlobung hatte Carla verändert, mußte etwas in ihr zerbrochen haben. Sie war wie ein Glas, das einen Spung hat; man fürchtet, es zu zerbrechen, wenn man es nur anhebt.

Gut würde es sein, wenn die Eltern und Geschwister kämen.

Sie sagten zu. In zehn Tagen würden sie da sein, alle vier.

Es war, als ob Carla die Tage des Alleinseins noch doppelt auskosten wollte. Mehr als vorher war sie unterwegs, im Einspänner oder zu Pferd, bei jedem Wetter, oft vor- und nachmittags.

Einmal kam der Großvater dazu, wie sie kurz vor dem Mittagessen in den Schloßhof einritt. Der Fuchswallach war triefnaß.

„Du darfst die Pferde nicht so warm reiten, Carla."

„Es geschieht auch sonst nicht, Großvater." Sie warf den Kopf ins Genick. „Es ging aber heute nicht anders."

„Warum nicht?"

Einen Augenblick zögerte sie. Es schien ihm, als ob ihr heißes Gesicht noch röter würde. Ein trotziger Zug legte sich um den schmallippigen Mund. „Ich hatte die Entfernung unterschätzt und wollte zur Zeit zu Tisch sein."

Am nächsten Morgen war Carla wieder frühzeitig zu Pferd. Den Weg zwischen den Maulbeerbäumen

ritt sie im Schritt herab. Der Großvater sah ihr vom ersten Stock aus nach: eine Freude, wie das Mädel im Sattel saß, wie sicher es den Gaul am leicht anstehenden Zügel hatte; der Fuchs neigte zum Zackeln, gerade wenn es vom Stall fort ging; der Graf wußte es, oft genug hatte er ihn selbst zwischen den Schenkeln gehabt. Jetzt ging er unter Carla gehorsam und ruhig Schritt für Schritt. Das brachte kaum einer der Reitknechte fertig.

Im Herrensitz saß Carla. Der geteilte Rock des schilfleinenen Reitkleides fiel zu beiden Seiten weit herab, deckte die Beine bis fast an die Knöchel. Aus dem Sattel hob sich die Figur kerzengerade, die nicht zu schmalen Hüften stiegen zu einer schlanken Taille auf, dann breitete sich der Rücken ebenmäßig bis zu den Schultern, die vom Hals her abfielen. Steil saß der Kopf, das Genick war versteift. Unter dem englischen Strohhut leuchtete das helle Blondhaar. — An seine Frau mußte Graf Falkenberg denken. Ihre Figur hatte das Mädel. Liewensches Blut war das. Nur das helle Haar war Falkenbergsch.

(Fortsetzung folgt)

Gelbes Abenteuer

Eine Geschichte aus dem Urwald.

Von Andreas Poltzer.

Der Urwald hatte von Paolo Besitz ergriffen. Wenn er nicht gerade in Fieberschauern und stumpfer Gedankenlosigkeit auf seinem Feldbett lag, dachte er an die ferne Heimat.

Die Regenzeit hatte begonnen, und alles zerfloß zu einem zähen Brei. Aus dem nahen Negerdorf — man konnte es, wenn man sich auf lächerlich schmalen Pfaden durch das Dickicht schlug, schon in einem halben Tag erreichen — klang das laute Tam—Tam der Trommeln. Die Kerle schlugen sie nur zu nächtlicher Stunde. Wahrscheinlich veranstalteten sie Tanzsoirees.

Paolo war in einem riesigen Umkreis der einzige Weiße. Ein verlorener Posten im afrikanischen Urwald, dem gelben Fieber, den wilden Tieren, den Moskitos und sich selber preisgegeben.

Eines Morgens schien wieder die Sonne. Der Urwald dampfte und spie seinen giftigen Atem in die heiße und feuchte Luft. Paolo fühlte sich etwas besser und trat vor seine Hütte. In diesem Augenblick tauchten einige Neger auf. Der Anführer der kleinen Schar konnte etwas portugiesisch. Sie kamen aus Matumba und brachten Paolo außer einigen Medikamenten seine Post. Unter den wenigen Briefen befand sich einer mit spanischem Poststempel. Ein Madrider Losgeschäft sandte die angeforderte Ziehungsliste der letzten Lotterie.

Paolo beschenkte die Eingeborenen, und während diese sich im Schatten auf den Bauch legten, schritt Paolo in die Hütte. Er las die Briefe und widmete sich dann der Ziehungsliste. Gleich auf den ersten Blick stellte er fest, daß der Hauptgewinn von fünf Millionen Pesetas ihm zugefallen war. Merkwürdigerweise nahm er die Nachricht ziemlich gelassen hin. Er war selber über diese Gleichgültigkeit überrascht, die wahrscheinlich die Folge der langen Fieberkrankheit war. Es dauerte geraume Weile, ehe er das Glückslos fand.

Das Suchen hatte Paolo ermüdet. Er streckte sich auf dem Feldbett aus und schlief ein. Als er erwachte, mochte es schon spät nachmittags sein. Eine Uhr besaß er schon lange nicht.

Die Ankunft der Männer aus Matumba war in Blitzeseile in das Dorf gedrungen. Als Paolo jetzt vor seine Hütte trat, erblickte er die gesamte Einwohnerschaft in freundlicher Unterhaltung mit den Gästen. Man plauderte und schwatzte und ließ sich durch Paolos Anwesenheit nicht stören. Er ging sofort daran, sein ganzes Warenlager unter den Leuten zu verteilen. Die Kattunschürzen, die Pantoffeln, die Taschenspiegel und den ganzen lächerlichen Kram, den eine bescheidene Faktorei tief im afrikanischen Urwald besitzt.

Paolo war entschlossen, sofort aufzubrechen. Die fünf Millionen, in deren Besitz er so unerwartet gelangte, legten ihm andere Pflichten auf, als im Urwald Sandflöhe zu fangen.

Er verließ in Begleitung der Leute aus Matumba sein Quartier. Sie erreichten nach einem mühseligen Marsch von zwei Tagen einen kleinen Nebenfluß des Cuanza. Von da an ging die Reise mit Boot; falls man den ausgehöhlten Baumstamm so nennen konnte, der, durch primitiven Ruder getrieben, sich durchs Buschwerk schlug.

Als der Cuanza endlich auftauchte, entlohnte Paolo seine Begleiter und bestieg den Flußdampfer, der ihn in wenigen Tagen nach Sao Paulo de Loanda brachte.

Kaum hatte der Dampfer angelegt, als schon eine Schar weißgekleideter Herren auf Paolo zueilte. An ihrer Spitze schritt Don Vicente. Er schüttelte Paolo die Hand und hieß ihn herzlich willkommen.

Paolo saß zur Seite von Don Vicente, als sie in dessen Auto durch die Stadt fuhren. In seinem Hause erwartete Paolo ein herrliches Bad. Frisch rasiert und in einem nagelneuen weißen Anzug betrat Paolo, von seinem Gastgeber geleitet, den Speisesaal. In dem luftigen und angenehm kühlen Raum herrschte ein wohltuendes Halbdunkel, trotzdem erblickte Paolo sofort Isabella. Er sah die Tochter von Don Vincente zum ersten Male im Leben, doch es war, als ob er dieses köstliche Antlitz seit Aeonen kannte.

Vielleicht empfand das junge Mädchen etwas Aehnliches, denn sie empfing Paolo wie einen alten Freund. Ihre schmale, kleine Hand bettete sich vertraut in die seine.

Schon nach wenigen Tagen, die Paolo im gastfreundlichen Hause von Don Vicente verbrachte, fühlte er sich vollkommen hergestellt. Mit dem Fieber war auch die seelische Mattigkeit gewichen. Viele Stunden verbrachte er in Gesellschaft von Isabella, nur von der Tante des jungen Mädchens bewacht. Es waren köstliche Stunden. Indes die alte Dame friedlich schlummerte, saßen sich die beiden stumm gegenüber. Nur selten fiel ein Wort, denn sie gebrauchten der Sprache nicht, um ihre Gefühle auszudrücken. Paolo liebte Isabella mit allen Fasern seines Herzens und war ihrer Zuneigung sicher. Das Leben war schön.

Da Paolos geringe Barschaft bald erschöpft war, suchte er einen Bankier auf, der ihm als unbedingt verläßlich empfohlen wurde. Gegen Hinterlegung des Lotterieloses war der Mann bereit, Paolo einen fast unbeschränkten Kredit einzuräumen. Paolo begnügte sich mit einigen tausend Escudos. Er hatte die Bekanntschaft einiger reicher Plantagenbesitzer gemacht, und es wurde meist recht hoch gespielt.

Einmal im Besitze des Geldes, gesellte sich zu Paolo ein nicht alltägliches Glück. Er konnte spielen, wie er wollte: er gewann und gewann! Beschämt empfand er dieses schier unwahrscheinliche Spielglück, und er versuchte mehr als einmal, es abzuwehren. Doch er vermochte nicht, zu verlieren. Er brauchte das Geld nicht, und es bereitete ihm nicht die geringste Freude. Um so weniger, da er deutlich die feindselige Stimmung empfand, die sich allmählich um ihn zu verbreiten begann.

Auch Isabellas Vater zählte — leider — zu den vom Unglück verfolgten Spielern. Er war auch jetzt freundlich und zuvorkommend zu seinem Gaste, doch Paolo empfand es deutlich, Don Vicente konnte ihm sein seltenes Glück im Spiel nicht verzeihen.

Mit den stillen, seligen Stunden in Isabellas Gesellschaft war es nun vorbei. Nur selten sah er sie jetzt, und die Spuren heimlichen Kummers auf ihrem süßen Gesicht bereiteten ihm unsagbaren Schmerz.

Während dieser unheimlichen Nächte am Kartentisch lernte Paolo alle Qualen kennen, die ein Menschengeschöpf erleiden kann. Er war nur noch von einem Wunsche beseelt: endlich zu verlieren!

Nur mit Grauen dachte er an jenen, nicht mehr fernen Moment, da seine Partner ihren letzten Einsatz auf den Tisch schleudern würden. Er wußte, die meisten von ihnen waren schon jetzt ruiniert. Mehr als einmal war er nahe daran, aufzuspringen und die Lüge hinauszuschreien. „Hier, meine Herren, nehmen Sie Ihr Geld zurück! Ich habe falsch gespielt . . ."

Als er dann zum ersten Male seinen Einsatz verlor, hatte er das Gefühl eines Schiffbrüchigen, der das rettende Land erblickte. Vorerst nur verschwommen und in nebelhafter Ferne und noch ungewiß, ob die Kräfte reichen würden.

Doch er verlor die nächsten und auch die folgenden Sätze. Die Götter hatten sich seiner erbarmt und sein Flehen erhört. Er verlor von nun an in gleichem, unheimlichem Maße, wie er bisher gewonnen hatte. Der Bankier reichte ihm immer neue Banknotenbündel. Es war schon heller Tag, als er Paolo das letzte Päckchen zuschob.

„Sennor, Sie haben jetzt Ihren Lotteriegewinn bis auf den letzten Centavos erhalten!" sprach er.